

rieh und wärmte das Kind mit einer Latkraft, die förmlich befahl: „Du mußt leben!“ Sie rief die alte Dienerin und ließ warmen Wein bringen, den sie den bleichen Lippen einflößte. Das Kind war halb verhungert, das sah sie wohl.

„Nun hab' ich's,“ dachte sie. „Nun zerspringt mein altes Herz fast vor Mitleid, und ich werde das Erbarmen mit diesem Engelsgeschöpf mein Leben lang nicht wieder los. Um die Ruhe ist's geschehen. Wenn sie nur erst wieder aufwachte!“ Da taten die blauen Augen den ersten Blick in die schwarzen der alten Frau, sie sahen es darin funkeln und tauen, und das matte Stimmchen rief: „Ach, bitt' schön, bitte schön, einen einzigen Kreuzer für ein paar Kohlen! Meine Mutter friert so im Schlafe!“

Die Alte sprach freundlich mit dem Kinde und fragte genau, wie es zu Hause stehe. Und als Herminchen alles erzählte und von den kalten Wangen der schlafenden Mutter sprach, erschrak die Frau sehr. Herminchen mußte rasch ein Löffchen gute, warme Suppe ausessen, dann nahm sie das Mädchen auf den Arm und ging mit ihr, um nach der Mutter zu sehen.

Ein Blick in das marmorweiße Gesicht sagte ihr genug. Die Kranke war nach dem letzten Schmerzenskrampfe zu Mittag sanft entschlafen. An dem armseligen Bette kniete die alte Frau nieder und zog das kleine Waisenkind mit weicher Bewegung an ihr Herz. Sie fand zärtliche, tröstliche, wundersame Worte, um dem Kinde mitzuteilen, was geschehen sei.

„Dein Mütterchen ist im Himmel droben in einem Garten, der noch zehnmal schöner ist als meiner. Und



Stille Nacht, heilige Nacht.

Heiliger Abend ist es, die Dämmerung sinkt, und Schneeflocken, groß und weiß wie Sternblumen, taumeln durch die Luft auf den weichen, weißen Teppich hernieder, den der Himmel tagsüber schon herabgesenkt hat.

Ein Stündchen noch, und die Christbäume werden überall angebrannt, das Beten und Jauchzen und Danken beginnt allerorten. Ein gar trauliches Stündchen ist dieses letzte vor der Bescherung, voll reizender Aufregung für die Gebenden wie für die Empfangenden.

In einem schön und sauber geordneten ebenerdigen Zimmer, in das eine Straßenlaterne über den niedrigen Gartenzaun her ein gemütliches, blaßes Dämmerlicht wirft, sitzt eine Dame, eine noch junge, liebliche Gestalt, vor einem geöffneten Flügel, dessen Tasten unter ihren Händen unendlich weich und zart erklingen. Mit halblauter Stimme singt sie dazu, so wohlklingend, daß man es in Worten schwer beschreiben kann. Die Engel im Himmel müssen ihre frommen Lieder mit solchem Klange singen. „Stille Nacht, heilige Nacht!“ tönt es durch den dämmerigen Raum.

Alle Strophen des rührenden Liedes singt die Sängerin andächtig durch, dann lehnt sie sich in den Stuhl zurück und schließt sinnend die Augen. Eine Stunde hat sie noch Zeit, bis der Wagen ihrer Freunde sie zur Be-

scherung im festlichen Saale abholen wird; dann wird es wieder Freuden auf sie regnen, denn sie ist der Liebling aller; ihre köstliche Stimme allein erschöpfe ihr alle Herzen; aber sie ist bei ihren Himmelsgaben und ihrer gefeierten Stellung als Hofopernsängerin so schlicht und gut und bescheiden, daß die Leute darin einig sind, es gebe kein herzigeres Menschenkind als sie.

Ein Stündchen sinnen und träumen in der Dämmerung des heiligen Abends, ach, das ist schön, und für sie, der sich so rührende, denkwürdige Erinnerungen an diesen Abend knüpfen, doppelt schön.

Sie ist jetzt zwanzig Jahre. Dreizehn Jahre zurück — du lieber Gott, Welch ein Abend war das! Alles fällt ihr ein, die ganze damalige Zeit voll Not und Harm. Gott hat sie wunderbar geführt. Damals am heiligen Abend, mitten in Tränen, begann ihr Glück.

Sie war ein Armenkind, ein richtiges, rechtes, eins von denen, die betteln und hungern und frieren. Ihr Vater war gestorben, als sie noch in den Windeln lag. Er war Maurer gewesen und hatte sich bei einem Fall vom Gerüst den Tod geholt. Ihrer jungen Mutter brach beinahe das Herz, denn die beiden Leute hatten sich sehr lieb gehabt und sich in ihrer Armut das Leben doch gar heiter und schön gemacht. Um so einsamer und schwerer war's nun für die Frau. Die Leute redeten ihr zu und meinten, man müsse sich doch einmal wieder trösten, aber die Maurerwitwe, die ein lustiges, junges Ding gewesen, war gebrochen. Der Tod ihres Mannes sei zu schrecklich und traurig gewesen, darüber komme sie nicht hinweg. Die tiefen Schmerzenslinien gingen nicht wieder fort aus ihrem jungen Gesicht, und

die Kränklichkeit, die sie sich durch das viele Weinen zugezogen, verließ sie auch nicht wieder. Sie verdiente das kümmerliche Brot für sich und ihr Kleines durch Nähen und Ausbessern. Ein kleines Stübchen hoch droben in einem dunklen Hinterhause war ihre Welt.

Dort wuchs die kleine Hermine heran, ohne Sonne, ohne Lust und Lachen, traurig und still.

Sie war ein gar liebliches Kind, nicht nur in ihrem Äußern, sondern in ihrem ganzen tröstlichen, freundlichen Wesen. Kinder begreifen ja so schnell, und die Kleine hatte, ohne daß es ihr von jemand gesagt worden, in den ersten Jahren schon begriffen, daß sie auf der Welt sei, um ihr Mütterchen zu trösten. Liebreich und bescheiden ging sie der Mutter zur Hand, ihre kleinen Hände wußten der Mutter schmale Wangen so sanft zu streicheln, ihr Stimmchen wußte so lieb zu kosen, und weil die Mutter immer gar so traurig und still war, so gewöhnte sie sich bald noch etwas anderes an, was ihr wohlthun sollte. Sie hatte die Kinder im Hofe dies und das kleine Lied singen hören; diese Liedchen sang sie der Mutter mit leiser, lieber Stimme oft stundenlang vor.

„Mutter, magst du das gern?“ fragte sie, und wenn die Mutter wehmütig nickte, war sie selig. Es klang leise und zart wie ein Stimmchen aus einem Vogelneft aus dem hohen Dachfenster nieder. Nie sang sie einen falschen Ton; was sie einmal gehört hatte, blieb ihr richtig und klar im Gedächtnisse, und als sie noch nicht fünf Jahre alt war, wußte sie schon eine ganze Menge Kinder- und Volkslieder, die andere kleine Leute erst in der Schule lernen, auswendig.

Die Mutter fing an, über die Brust zu klagen, es schmerzte hier und da. Da strengte sich Herminchen doppelt an, lange und lieblich zu zwitschern, um ein Lächeln auf das blasse, arme Gesicht zu bringen. Ihr Strickstrümpfchen in den Händen, saß sie auf dem Tritt zu der Mutter Füßen und ließ bald „Der Mai ist gekommen“, bald „Kommt ein Vogel geflogen“, bald „'s Mailüsterl“, bald „Die lustigen Tiroler“, bald ein Wander-, bald ein Weihnachtsliedchen erschallen. Dabei flogen ihre Kindergedanken aus der hohen Giebelstube hinaus in die Weite, sie stellte sich den grünen Wald und die blauen Berge, die sie nie gesehen hatte, so deutlich vor, daß ihr oft das Herzchen fast zerspringen wollte vor Sehnsucht nach all der Pracht.

Sie kannte von der Welt ja nur so wenig. Die Vorstadt, in der sie mit ihrer Mutter wohnte, war so düster und eng; das einzige Schöne und Wunderbare, das sie aufweisen konnte, war ein großer, alter Garten, der sich mitten in dem unsauberen Häuserviertel merkwürdig lange erhalten hatte. Die alte Frau, der er gehörte, und deren gemütliches kleines Haus er mit seinen hohen Baumkronen umschattete, hatte sich immer geweigert, ihn zu verkaufen, so viel man ihr auch dafür bot. Sie hatte keine Kinder und besaß selbst zum Leben übergenug. Die Pflege des Gartens war ihre Lust und Wonne, das sah man den Beeten mit den Tulpen und Päonien, dem Mohn und Rittersporn, dem herrlichen Rosenreichtum und selbst den grün gemalten Holzstöcken mit den silbernen und goldenen Kugeln an. Alte, brave Obstbäume, die reichlich trugen, standen auf den Rasenplätzen, und vor dem kleinen Hause sprudelte ein

Springbrünnchen in das mit Vergißmeinnicht gefaßte Becken.

Ein grüner Zaun trennte dies Gartenparadies von der Straße. Wie oft stand Herminchen im Vorübergehen dort still und sah mit verlangenden Augen in die Blumenpracht und in das wehende Grün! Wenn sie von Gottes schöner Welt, von Bäumen, die aus-schlagen, und von Blumen, „die ihr Köpferl in die Höh' recken“, sang, so stand der liebe alte Garten vor ihrer Seele, und sie sang dann in Gedanken an ihn so sehnsüchtig und innig.

Als Herminchen fast sieben Jahre alt war und schon lange zur Schule ging, sah sie einmal das Pförtchen des sauberen Gartenzaunes offen stehen; das war selten der Fall. Die Sehnsucht, einmal einen richtigen Blick in den Garten zu werfen, faßte die Kleine so mächtig an, daß sie rasch eintrat. Als sie ein Stück zwischen den bunten Beeten dahingegangen, besann sie sich erst, was sie getan, und erschrak. Sie wollte zurück, aber da trat hinter einem Rosenbusch hervor die alte Eigentümerin, eine starke, derbe Gestalt, auf sie zu und fragte in einem Tone, der strenger klang, als er gemeint war, was sie hier wolle.

„Ach, einmal nur den Garten ansehen,“ flüsterte das Kind, das ganz blaß geworden war.

Die Alte ergöhte sich im stillen an dem sehnsüchtigen, bewundernden Blick der kleinen Person mit den blauen Augen und den goldgelben Härchen. Aber sie tat barsch und meinte, da könne jeder kommen; den Garten anschauen, das koste eine Mark. Ob sie die zahlen könne?

Das Kind sah mit seinen lieblichen Augen bescheiden empor und sagte: „Nein, zahlen, das kann ich nicht, aber singen kann ich gut.“

Die Frau verbiß das Lachen und sagte kurz: „So sing mal eins!“

Und Herminchen erhob ihr Zwitscherstimmchen und sang: „Ein Schäfermädchen weidete ein Lämmlein an der Hand —“. Ganz furchtlos und sicher sang sie es ab, und so rein und wohl lautend, daß der alten Frau die hellen Tränen in die Augen traten. Sie tat, als habe sie den Schnupfen, räusperte sich und sagte barsch: „Na, das ist doch wenigstens halb bezahlt. Nun sing noch eins, dann kannst du dir den Garten mal ansehen.“ Voll Lust stimmte die Kleine nun wieder an. Sie hatte in der Schule ein Liedchen gelernt, das fing an: „Habet Dank, habet Dank!“ das paßte jetzt so recht, und sie sang es ohne Verlegenheit mit gar süßem Ausdruck.

Das Eintrittsgeld zum Paradiesesgarten war mit diesen zwei Liedern bezahlt; Herminchen durfte nun ein halbes Stündchen auf und ab gehen auf den gelben Kieswegen. Es war im Juni, die Rosen und Reseden dufteten, und die Linden blühten. Auf den langen, schmalen Beeten prunkten alle die feurigroten, gelben und blauen Sommerblumen, brennende Liebe und Nelken und Phlox in herrlichster Pracht; die Kirschen glänzten zwischen dem dichten Laube der Bäume wie Korallen, und die Träubchen der Johannisbeeren schaukelten sich lustig.

„Pflücke dir ein Händchen voll!“ erlaubte die Frau Hermine nahm das ganz wörtlich, und in ihr kleines, mageres Händchen ging nicht viel hinein; aber

die paar Beeren waren für das Kind eine köstliche Gabe.

Sie nahm sie mit nach Hause und teilte sie freudestrahlend mit ihrer Mutter. Dabei erzählte sie ihr schwärmend von dem großen Glück, das ihr widerfahren. Ihr war, als sei ihr der Himmel aufgetan, da sie einmal zwischen den Beeten des geliebten Gartens dahingeschritten.

Die alte Eigentümerin des Paradieses konnte den Gesang nicht vergessen, und sie hätte das Kind am liebsten am andern Tage wieder zu sich hereingerufen. Aber sie tat es nicht. Es war ihre Art nicht, die Leute zu verwöhnen, und ihren Garten wollte sie nicht oft mit andern teilen. Sie hatte früher, da sie noch mit Menschen verkehrte, viel Leid und Undank erfahren und hatte sich nun ganz von der Welt zurückgezogen, um nur ihren Blumen zu leben, die ihr so viel zuliebe und nichts zuleide taten. Drei Wochen lang ging Herminchen sehnsüchtig am Garten vorbei, ohne ihn wieder betreten zu dürfen. Dann stand die Tür wieder einmal offen, und die Frau rief sie herein.

„Na, kannst du denn noch singen?“ fragte sie freundlich. Und als die Kleine ihr neuestes Liedel zum besten gab: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,“ sagte sie gnädig: „So, so, ich dachte, du könntest es nicht mehr. Nun noch eins, dann darfst du dich wieder mal umschauen.“

Die Kleine besann sich einen Augenblick, dann erklang: „Ward ein Blümchen mir geschenkt.“ Das war der alten Frau Gärtnerin so recht nach dem Herzen, und sie schenkte dem Kinde, nachdem es sich die Lilien

und Rosen beguckt hatte, als wolle es dieselben in seinen blauen Augen mit heimnehmen, wirklich ein winziges Leotojenstöckchen.

„Pflieg's gut! So über drei Wochen darfst du wieder mal kommen. Dann erzähle mir, wie's ihm geht,“ sagte sie.

Herminchen flog nach Hause, daß das Zöpfchen aufging und die hellen Haare nach allen Winden stoben, sie flog die Treppe hinauf und der Mutter um den Hals und konnte sich vor Glück gar nicht beruhigen. Stundenlang ward sie nicht müde, der Mutter von dem Garten zu erzählen. Und in drei Wochen durfte sie wiederkommen.

Eine stille Seligkeit lag von nun an über des Kindes Leben. In ihren Träumen ging's bunt zu von Blumen und Beeren und farbigen Glaskugeln. Sie merkte wohl, daß die Mutter immer blasser und ernster wurde, aber in ihrem eigenen Herzen war's so sonnig, daß sie meinte, alles müsse nun gut und schön werden.

Ihre tröstende, liebkosende Stimme klang wie durchzittert von innerem Glück; weil die kranke Mutter nicht mochte, daß ihr Liebling sie küßte, so streichelte ihr die Kleine unablässig die Hände und die Wangen und tat ihr zuliebe, was sie ihr an den Augen absehen konnte. Nur das Leotojenstöckchen bekam ein großes Stück von ihrer Liebe ab, das ward gepflegt wie ein Kind, und Herminchen konnte mit strahlenden Augen „ja“ antworten, als die alte Frau sie nach drei Wochen in den Garten rief und sie fragte, ob es dem Blümchen gut gehe. Die Frau hätte am liebsten gleich darauf weiter gefragt: „Und wie geht dir's denn, liebliches, kleines

Ding? Wer bist du eigentlich? Wo wohnst du? Und warum sind deine Bäckchen denn gar so blaß?"

Aber sie hütete sich wohl, eine solche Frage zu stellen. Sie hatte früher so viel Anteil an fremden Menschen genommen, daß ihr dafür nur Sorgen in ihrem Herzen zurückgeblieben waren. Und von Sorgen wollte sie gar nichts wissen, lieber war sie ganz allein. Und so unterdrückte sie auch ihre Teilnahme für das Kind und labte sich nur an dessen süßem Gesange.

Herminchen durfte sich ein paar Aprikosen vom Spalier pflücken und ein Resedensträußchen mit heimnehmen. Und wieder hieß es: „In ein paar Wochen darfst du einmal wiederkommen.“

So ging der Sommer. Das Kind sah die Apfel sich färben und Malven und Georginen erblühen. Dann sah sie den wilden Wein in purpurroter Pracht ums Häuschen flattern, ihre alte Freundin stand in einem dicken Regenmantel am Pfortchen und ließ sie noch einmal ein. Aber der Herbstwind sauste an diesem Tage, daß sie nach dem ersten Verse, den Herminchen sang, sagte: „Heut' ist's nichts, du erkältest dir die Lunge. Lauf rasch heim, Kind, der Winter kommt!"

Da lief Herminchen mit trauriger Seele heim. Sie wußte, nun war es für lange Zeit vorbei mit aller Lust. Und doppelt traurig hingen ihre Augen nun an der Mutter abgekehrtem Gesicht. Sie sah, wie die Arme bald fröstelte, bald glühte; die leichteste Arbeit wurde ihr zu schwer, und die Gänge zu den Kunden wurden ihr noch schwerer.

„Es geht nicht mehr!" sagte sie eines Tages, und an demselben Tage legte sie sich zu Bett. Der Armen-

arzt kam und sagte, als er sie sah, nichts weiter als: „Du lieber Gott!" und seufzte tief dabei. Sie sollte sich pflegen und schonen, meinte er, so gut sie könne. Er wolle versuchen, ihr aus einer Armenkasse wöchentlich ein paar Groschen zu verschaffen.

Das tat er auch, aber das Almosen war gar klein. Der Winter kam früh und mit so derber, rauher Gewalt, als gebe es keine zarten, kränklichen Menschen. O, welch eine Zeit war das! Die arme Frau konnte gar nicht mehr aufstehen, und im Stübchen war es meist kalt, der Brotschrank war leer. Herminchen machte mit ihren kleinen Händen, so oft Kohlen im Hause waren, Feuer auf dem Herde an und stellte Wasser zu für die bescheidenen Suppen. Aber oft war kein Kreuzer für Kohlen da und auch kein Brot für die Suppe. Da ging sie zu den Nachbarn und bat herzlich um Hilfe, und als diese ungeduldig und böse wurden und nichts mehr geben wollten, ging sie weiter und klingelte an fremden Türen und bat um ein Almosen, Gott werde es lohnen. Manche Leute gaben dem lieblichen Kinde ein Geldstück oder ein Stückchen Brot, manche jagten es weg. Wer sie sei, und woher es komme, daß sie bei der scharfen Winterkälte Betteln gehen mußte, fragte keiner.

Oft schlich das Kind in Sturm und Flockenwehen an dem verschneiten Garten, wo es die glücklichen Sommerstunden verlebt hatte, vorüber. Dann dachte sie wohl an die alte Frau, und sie sann darüber nach, ob sie nicht diese um Hilfe bitten sollte. Aber eine tiefe Scheu hielt sie davon ab, sie ahnte, daß die Alte nichts vom Betteln wissen wollte. Und dann hätte sie auch

nicht gewußt, wie sie zu ihr gelangen sollte. Zu klingeln wagte sie nicht. Das Pfortchen war verschlossen, und das Haus lag still, wie ausgestorben, im tiefen Schnee. Nur gegen Abend erglänzte immer ein Lichtchen hinter den Scheiben, welches Leben verkündete.

Mit der Mutter wurde es schlimmer von Tag zu Tag. Wenn der Husten sie nicht schüttelte, lag sie meist stumm mit schmerzverzogenem Munde im Bette, und ihre Augen hingen dann angstvoll an Herminchen mit der stillen Frage: Was soll aus dir werden, wenn ich gehe?

Herminchen verstand diesen Angstblick nicht. Sie dachte nur daran, daß ihr Mütterchen litt, und bot alle ihre Kinderkräfte auf, um deren Leiden zu mildern. Wenn sie von ihren Bittgängen heimkam und für Feuer und Nahrung gesorgt hatte, war sie wie ein kleines barmherziges Schwesterchen um die Kranke bemüht. Sie strich ihr die Kissen so liebevoll glatt, sie flößte ihr löffelweise die warme Suppe ein und fand mit Streicheln und Trösten und Hoffungeinreden kein Ende. Zum besonderen Trost sang sie ihre Liederchen, immer leiser, denn der Mutter Antlitz wurde immer bleicher und matter. Aber dieses zarte Singen war das Einzige, was der Kranken überhaupt noch wohl tat in ihren großen Schmerzen.

Und den Nachbarn tat es auch wohl; sie regten sich nicht weiter auf mit Fürsorge für die Kranke, sondern meinten getrost: „Der Frau muß es ganz leidlich gehen, das Minerl singt.“

So klang den halben Winter über das Vogelstimmchen; nur eines Tages verstummte es, und das

war gerade am heiligen Christabend. In den Mittagsstunden war es über die Mutter gekommen, was Herminchen nicht begriff, ein Ringen und Kämpfen und angstvolles Atemholen. Dann hatte sie Herminchens Hand ergriffen und war eingeschlafen, nur noch zuckend — stundenlang. Es war eiskalt im Zimmer, aber die Kleine wagte es nicht, sich zu rühren und davonzugehen. Sie kniete an der Mutter Bett und sah das liebe Gesicht blasser und blasser werden. Die frühe Winterdämmerung kam, und ein Frostschauer schüttelte des Kindes zarte Glieder. Ach, wenn die Mutter doch erwachte!

Was war das? Der Kranken Hand, die Hermine umklammert hielt, wurde plötzlich so eiskalt. Das Kinderhändchen tastete lieblosend in das blasse Gesicht. Wie kalt war auch das! Rasch, rasch Feuer machen! dachte das Kind und sprang nun endlich auf von seinem Platz.

Keine Kohle war im Hause, nicht eine! Und kein Geld, nichts, nichts als die nackte Not! Aber das Kind verzagte nicht, sondern hatte plötzlich den Mut, laut an alle Nachbartüren zu klopfen und gar innig um Beistand zu bitten. Wären die Leute mit ihren bescheidenen Weihnachtsvorkehrungen nicht so emsig beschäftigt gewesen, so hätten diese rührenden Bitten gewiß irgendwo Gehör gefunden. Aber niemand hatte heute Zeit. „Ach, Himmel, das Minerl schon wieder, der Quälgeist! Heut' gibt's nichts!“ hieß es ungeduldig bei den Hausgenossen, und bei fremden Leuten hieß es kurz: „Heut nicht, komm ein andermal wieder!“

Da ging sie in immer größerer Angst von Tür zu Tür. Der dunkle Abend war nun gekommen, und

der Schnee fiel in scharfen Nadeln und feinen Sternen durch die bitterkalte Luft. Herminchens Kleid war so dünn, ihr Magen war leer, und ihre Kräfte schwanden nach jedem Mißerfolge mehr und mehr.

Sie mußte Hilfe schaffen! Die Mutter erfror sonst in der eiskalten Kammer droben, meinte sie. Und weiter ging's. Die Abendglocken, die Weihnachten einläuteten, tönnten durch die Luft, und hier und da flammte schon ein Christbaum durch die Scheiben.

„Ach, Weihnachten!“ dachte die Kleine, und all das bißchen Glück, das sie in ihrem kurzen Leben genossen hatte, fiel ihr dabei ein. Und dann kam ihr der feste Entschluß, der nun nicht wieder wich. Was sie die ganze Zeit über nicht gewagt hatte, wollte sie heute versuchen. Sie wollte die alte Frau im Gartenhaufe um Hilfe bitten.

Neubeseelt rannte sie durch die Straßen und stand bald vor dem bekannten Pfortchen. Sie klopfte an, erst leise und zaghaft, dann lauter. Niemand kam. Gewiß war eine Klingel irgendwo, die sie ziehen mußte. Aber wie sie auch schaute und umhertastete, sie sah und fand keine. Da rief sie laut: „Bitte, ist niemand hier? Ich bin's! Ach, bitte, machen Sie mir auf!“ Ein Licht huschte drinnen durch die Zimmer, und hinter den beiden Mittelfenstern wurde es hell. Aber niemand kam.

Wenn sie wüßte, daß ich's bin! dachte das arme Seelchen. Und zugleich flog ein süßer Gedanke über das angstvolle Kindergesicht. Sie wollte singen, um sich bemerkbar zu machen. Das war ja so einfach. Und all ihr bißchen Kraft zusammennehmend, fing sie

mit lauter, heller Stimme an: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Wunderbar klang der reine Kindergesang durch den Winterabend. Eine Strophe nach der andern sang die Kleine ab; nichts regte sich im Hause, und so wurde der Gesang immer lauter, immer flehender, immer angstvoller. Hörst du nicht? schienen die Töne zu fragen.

Ja, sie hörte. Hinter den gefrorenen Scheiben stand die alte Frau in lebhaftem Kampfe mit sich selber. Sie hatte sich monatelang nach dieser klaren Kinderstimme gefehnt, es hatte sie gedrängt, nach dem Kinde zu forschen, ihm nachzugehen und zu sehen, wo sein Heim war und sein Bettchen stand. Aber immer wieder hatte sie dem innern Drange getrotzt. „Wenn man sich einmal um arme Leute bekümmert, so hängt gleich ein ganzes Bündel Not an einem, das man nicht wieder vergessen kann, und mit der Gemütlichkeit ist's vorbei,“ sagte sie sich in ihrer sonderbaren Weise. Aber mit der Gemütlichkeit war es ohnedies vorbei. Denn seit sie das liebe Kind gern hatte, war ihr die Einsamkeit auf einmal gar nicht mehr so lieb. Sie hatte in tiefen Gedanken heute in ihrem stillen Zimmer gesessen und über vergangene und kommende Tage nachgedacht. Das tat sie nur selten. Bald mußte das Greisenalter kommen. Allein und alt — ob das nicht doch sehr traurig sein würde?

Da klang durch die Stille des Winterabends auf einmal die süße, helle Stimme, die die göttliche Botschaft sang. Die Frau fuhr auf in gar glücklicher Überraschung. Ein Schimmer tiefer Nührung flog über ihre harten Züge, aber auch nur ein Schimmer, dann kam

ein schlimmer, nachdenklicher Ausdruck in ihre klugen Augen. „Ich öffne dir nicht,“ nahm sie sich vor. „Was willst du weiter als betteln? Deine Eltern werden dich geschickt haben, ich soll geben, soll mich kümmern, — nein, ich tu's nicht!“

Sie stand unbeweglich am Fenster. Aber sie lauschte doch mit einer Aufmerksamkeit, einer Spannung hinaus in die Dunkelheit, die ihre kalten Vorsätze Lügen strafte. O, wie sang das Kind die heilig-schönen Verse rührend und hold! — Und immer lauter — —

„Weil sie's erzwingen will, daß ich sie einlasse,“ dachte die Frau.

Da aber brach die Kinderstimme auf einmal mit einem jähen Mißklang ab; wie ein Notschrei klang es. Dann wurde es still, kein Laut ließ sich mehr hören.

„Ob sie gar jemand weggejagt hat?“ dachte die Lauscherin. Sie kam in Aufregung. Das wäre noch schöner! Der Gartenzaun gehörte ihr, und davor konnte ihr zusingen, wer wollte.

Sie besann sich nun nicht mehr, sondern zog rasch den dicken Pelzmantel an und eilte hinaus; sie schloß das Gartenpfortchen auf und wollte es eben wieder zuschließen, weil sie niemand auf der Straße sah. Doch ja, da lag ein Bündel am Zaun. Wie sie näher hinsah, merkte sie, es war eine zusammengesunkene, ohnmächtige Kindergestalt. Nun waren alle ihre Bedenken in Schrecken und Mitleid zerflossen. Sie nahm das todblaße Dingchen auf den Arm und trug es behutsam in ihr Haus. Es wollte die festgeschlossenen Lider lange nicht aufmachen, sich lange nicht regen. Es wollte vielleicht fortfliegen, irgend jemandem nach. Aber die Alte



Stille Nacht, heilige Nacht.